

DIASPORA  
ODER NEUE  
**Heimat?**

**Migration in die Ostschweiz**

Martin Arnold und Urs Fitze

# Inhaltsverzeichnis

## 1 Vorwort

Die Schweiz ist ein Einwanderungsland.  
Und die Ostschweiz mit ihr.

## 5 Armenhaus Ostschweiz

Als Tausende ihr Glück in der Fremde suchen mussten

## 19 Fremd und gebraucht

Zehntausende ausländische Arbeitskräfte  
ermöglichten den Ostschweizer Textilboom.

## 35 Ohne Migration kein Wirtschaftsboom

Ausländische Arbeitskräfte dienten bis in die 1990er-Jahre  
als Konjunkturpuffer. Heute sind sie wesentlich besser gestellt.  
Die Wirtschaft weiss um ihre Bedeutung.

### Porträts:

- 53 Otto Pfister, geb. in Deutschland, Mels
- 59 Felix Moreno, geb. in der Schweiz, Frauenfeld
- 63 Anna Bucca-Bucolo, geb. in Italien, Uzwil

## 69 Und es kamen Menschen

Jahrzehntelang dominierten reine Nützlichkeitsabwägungen  
den Aufenthalt von Ausländern. Vom steinigen Weg hin  
zu einer menschenfreundlicheren Migrationspolitik.

### Porträts:

- 97 Francis Schwarze, geb. in England, Appenzell
- 103 Arbër Bullakaj, geb. im Kosovo, Wil
- 109 Maria Lourdes Tito de Cantwell, geb. in Peru, St. Gallen

## 115 Die Stadt St. Gallen und die Migration

Wie die Gallusstadt von der Einwanderung profitierte und  
durch Migrantinnen und Migranten kulturell geprägt wurde.

### Porträts:

- 131 Mandana Roozpeikar, geb. in Iran
- 137 Karin Cerny, geb. in Tschechien
- 141 Kerstin Pichel, geb. in Deutschland
- 145 Maria Pappa, geb. in der Schweiz
- 151 Tamara Kramer, geb. in Sri Lanka

## 155 Eingewanderte sind eine Bereicherung

Seit Jahrhunderten tun sich Einheimische schwer mit Eingewanderten,  
denen nur zu gern die Sündenbockrolle zugeschoben wird, wenn es mal  
nicht so rund läuft. Dabei bereichern sie weit mehr als unseren Esstisch.

### Porträts:

- 165 Agathe Ndom, geb. in Kamerun, St. Gallen
- 169 Ivan Šerić, geb. in Bosnien-Herzegowina, Gossau
- 175 Pathman Tharmaligam, geb. in Sri Lanka, Gais

## 179 Damit wir auch morgen noch in den Spiegel schauen können

Manche Einwanderer kommen als Geflüchtete. Sie suchen  
Schutz und kämpfen gegen Ausgrenzung und Vorurteile.

### Porträts:

- 189 Baeoast Khudhur, geb. im Irak, St. Gallen
- 193 Mursal Ahmadzai, geb. in Afghanistan, Herisau
- 197 Tülay Kolkmaz, geb. in der Türkei, St. Gallen

## 205 Das Leben meint es anders

Politik und Wirtschaft bestimmen den Takt,  
die Menschen leben nach einem anderen.

### Porträts:

- 217 Ana Baotic-Bisharat, geb. in Bosnien-Herzegowina, Herisau
- 223 Taras Bulba, geb. in der Ukraine, Rorschach

## 227 Zukunft. Ein Plädoyer an (Ost-) Schweizerinnen und (Ost-)Schweizer

Optimistisch bleiben und mit mehr Migration rechnen.  
Die Ostschweiz ist ein begehrter Lebensraum.

### Porträts:

- 239 Angela De Almeida Cerquiera, geb. in der Schweiz, Widnau
- 245 Ellen Glatzl-Anaman, geb. in Ghana, Uzwil
- 249 Maria Rosa Penasa, geb. in der Schweiz, Goldach

## 253 Quellenverzeichnis

## 258 Literaturverzeichnis

## 264 Bilderverzeichnis | Die Autoren

## 265 Dank

## Vorwort

# Die Schweiz ist ein Einwanderungsland.

## Und die Ostschweiz mit ihr.

Dies ist ein Buch der Begegnungen. Mit Menschen, die eines eint: Sie haben Migrationshintergrund. Früher hätte man sie Fremde genannt. Oder Gastarbeiter. Oder Tschingge, wie die Italienerinnen und Italiener abschätzig heruntergemacht wurden. Die gebürtige Ghanesin Ellen Abena Glatzl-Anaman erlebt das Land, in das sie ihrer Liebe gefolgt ist, als gastlich und garstig zugleich. Mit letzterem meint sie nicht nur das Wetter.

Vor rund 140 Jahren kamen erstmals mehr Ausländer in die Schweiz als Schweizer das Land verliessen. Es war eine epochale Wende. Denn so ist es bis heute geblieben. Die Einwandernden kamen als Lückenbüsser, als Industriearbeiterinnen, als Fachkräfte oder um Firmen zu gründen. Sie kamen unfreiwillig als Geflüchtete, als Liebende und während Jahrzehnten als Saisoniers, die daran gehindert werden sollten, sich dauerhaft anzusiedeln. Der Familiennachzug war verboten. Was dies für die betroffenen Familien bedeutete – auch davon, und damit von den sogenannten «Schrankkindern», erzählen wir in diesem Buch.

Die ausländischen Arbeitskräfte waren bis zur Einführung der Personenfreizügigkeit mit der Europäischen Union der Konjunkturpuffer, damit Schweizerinnen und Schweizer sich in der Vollbeschäftigung sonnen konnten. Heute, in einem liberalen politischen und wirtschaftlichen Umfeld, das an die Zeiten vor dem Ersten Weltkrieg erinnert, hat sich die Lage entspannt. Integration hat die lange verlangte Assimilation, die einer Selbstaufgabe gleichkam, abgelöst. Das funktioniert recht gut. Und das gibt einigen Anlass, optimistisch in die Zukunft zu blicken.

Die Spuren, die mehrere Millionen Migrantinnen und Migranten in der Schweiz (aus der Ostschweiz lassen sich keine genauen Zahlen eruieren) hinterlassen haben, sind am sichtbarsten in den Objekten, die sie gebaut, in denen sie gearbeitet oder gelebt haben. Und natürlich das Essen, mit dem sie unsere Tafeln bereichert haben. Und sonst? Sehr viele Spuren sind längst verwischt. Wir haben versucht, exemplarisch einige davon aufzugreifen: in den Fabriken, in Arbeiterinnenheimen, an Streiks oder nach Massenentlassungen.

Und wir lassen Menschen der letzten vier Ausländergenerationen erzählen. Die Saisonarbeiterin, die in den frühen 1960er-Jahren alleine aufbrach, um mit dem in Kreuzlingen verdienten Geld ihre Familie zu unterstützen; der smarte Engländer, den es als Forscher nach Appenzell verschlagen hat; die junge Afghanin, die verzweifelt dagegen ankämpft, als Frau in ein Land

### Impressum

Arnold, Martin und Fitze, Urs  
Diaspora oder neue Heimat? Migration in die Ostschweiz.  
VGS Verlagsgenossenschaft St. Gallen, 2026.  
272 Seiten; 17,5 x 24 cm; Softcover.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung unzulässig. Das gilt insbesondere für kommerzielle Vervielfältigung, Mikroverfilmung und die Einspeicherung in und Verarbeitung durch elektronische Systeme.  
©2026 VGS Verlagsgenossenschaft St. Gallen  
©2026 Text: Martin Arnold und Urs Fitze

ISBN 978-3-7291-1212-4

### Lektorat und Korrektorat

TEB-KorLek

### Gestaltung und Satz

Proclamation.ch, Eveline Arnold Ukaegbu  
Gesetzt in Source Sans 3 und Source Serif 4  
Inhalt: gedruckt auf Eminent Offset preprint  
Umschlag: Invercode

### Druck

Cavelti AG, Gossau


### Bindung

Softcover, PUR

zurückgeschickt zu werden, in dem Frauenverachtung Regierungsprogramm ist; die in der Schweiz aufgewachsene, farbige Portugiesin, die Neuankömmlinge ihrer Muttersprache auf dem Weg in ein Leben in der Schweiz begleitet. 27 Lebensgeschichten vereint dieses Buch. Sie machen anschaulich, was Statistiken, Analysen und Beobachtungen nur unzureichend spiegeln: Es kommen Menschen. Wer ihnen in diesem Buch begegnet, wird bereichert, und so manches Vorurteil löst sich in Luft auf.

Wir danken allen, die uns ihre Geschichten erzählt haben, die oft auch die Geschichten ganzer Familien sind. Wir danken allen Unterstützerinnen und Unterstützern. Sie haben dieses Buch ermöglicht.

Martin Arnold und Urs Fitze



Essensausgabe im  
Durchgangsheim  
Thurhof in Oberbüren  
im Jahr 1990

# Armenhaus Ostschweiz

Als Tausende ihr Glück in der Fremde suchen mussten.

*Über Jahrhunderte war die Ostschweiz ein Armenhaus, das seinen Söhnen und Töchtern nicht viel zu bieten hatte. Söldnerdienste im Ausland, der Menschenhandel mit Kindern in der Schwabengängerei und die Auswanderung nach Übersee waren die Auswege, die nicht selten zu Tod und Elend führten.*

Auswandernde im Dezember 1906 an Deck des deutschen Dampfers SS Patricia. Das 1899 in Dienst gestellte Schiff verkehrte bis zum Ersten Weltkrieg. Alleine im Jahr 1903 wurden auf acht Fahrten nach New York über 15 000 Passagiere in die Neue Welt gebracht.

Es dauerte viele Jahrtausende, bis die Menschen vor 12000 Jahren im Vorderen Orient sesshaft wurden. Zuvor waren sie als Jäger und Sammlerinnen ihrer Beute über weite Strecken gefolgt. Erst Viehzucht und Ackerbau ermöglichten es, an einem Ort zu verweilen. Aber sicher war diese Existenz nicht. Diese brüchige Existenzgrundlage prägt das Leben von Millionen Menschen bis heute. Die Menschheitsgeschichte ist eine Geschichte der Migration.

Durch den Alpenraum streifte der Mensch schon vor 30000 Jahren. Der Umgang mit Werkzeugen und Waffen verfeinerte sich. Erste Siedlungen der Pfahlbauer finden sich am Bodensee aus der Jungsteinzeit vor etwa 6000 Jahren. Ausgrabungsbefunde lassen auf ein weit verzweigtes Handelsnetz schliessen. Kelten siedelten in der Ostschweiz seit dem achten Jahrhundert vor Christus. Mit der Invasion der Römer 15 vor Christus und der Gründung der Provinz Rätien, zu der die gesamte Ostschweiz und Teile der Innerschweiz gehörten, wurde das Strassennetz ausgebaut. Es kam zum Bau von ersten Städten. Unter ihnen finden sich Arbor Felix (Arbon), Brigantium (Bregenz) und Curia Raetorum (Chur). Das römische Klimaoptimum bis etwa 400 nach Christus begünstigte diese Entwicklung. Im fünften Jahrhundert übernahmen nach und nach die Alemannen die Kontrolle. Das belegen zahlreiche Ortsnamen. Endungen wie «au» (Flussaue) in Gossau, «wil» (Weiler) in Roggwil oder «ach» (Wasserlauf) in Egnach zeigen den alemannischen Ursprung von Siedlungen. Mit der Christianisierung – in der Ostschweiz durch irische Mönche –, dem Bau von riesigen Klosteranlagen in St. Gallen und auf der Reichenau und der Entwicklung von mächtigen Fürstentümern und Königreichen bildete sich eine mobile Schicht von Adligen und Klerikern heraus, während die Bauern an ihre Scholle gebunden blieben. Das aufkommende, zunehmend selbstbewusstere Bürgertum in den Städten wurde zur Treiberin von Innovationen und technischen Entwicklungen. Das Textilgewerbe prägte die Ostschweiz über Jahrhunderte. Die Güter wurden international gehandelt, die Grenzen waren für die Menschen so durchlässig wie heute mit der Personenfreizügigkeit. Es waren die Jahrhunderte der mittelalterlichen Warmzeit. Sie wurde um das Jahr 1300 von der Kleinen Eiszeit abgelöst. Sie dauerte bis Mitte des 19. Jahrhunderts an. Dazu kamen verheerende Pandemien, namentlich die Pest, Kriege und Bauernaufstände, die für Hungersnöte, Entvölkerung und Wiederbesiedlung ganzer Landstriche sorgten. Ab dem 18. Jahrhundert sorgten Fortschritte in der Landwirtschaft, namentlich die Einführung von Kartoffeln und Mais, für eine Verbesserung der Nahrungsmittelversorgung. Die Bevölkerung wuchs, und mit ihr das Elend in prekären Lebensverhältnissen. Die letzte grosse Hungersnot der Jahre 1816 und 1817, ausgelöst durch den Ausbruch des Vulkans Tambora im fernen Indonesien ein Jahr zuvor, forderte in der Ostschweiz Tausende Todesopfer. Der Boden konnte die Menschen nach dem Jahr ohne Sommer nicht mehr ausreichend ernähren.

Es waren die Armut, die Behörden und die Lust, der heimischen Enge zu entkommen, die viele junge Schweizer in Söldnerdienste trieben. Um 1,5 bis 2 Millionen «Reisläufer» sollen zwischen dem 14. und frühen 19. Jahrhundert Kriegsdienste in fremden Heeren geleistet haben. Um 1500 herum sollen zehn Prozent der Bevölkerung in solchen Diensten gestanden haben. Der Reformator Ulrich Zwingli kritisierte die Praxis scharf und lobte den Zürcher Rat, der bereits 1522 den sogenannten «Reislauf» verbot. Doch das war die Ausnahme. In der Alten Eidgenossenschaft blieben die «Militärkapitulationen» bis zum endgültigen Verbot 1848 ein Mittel, um die Staatseinnahmen zu erhöhen und, durch die Rücküberweisungen der Söldner, ganze Familien ins Brot zu setzen. Anschaulich machen die damaligen Zustände die Landsgemeinde am 16. August 1521 im damals noch vereinigten Appenzell. Es wird über die Söldnerbündnisse diskutiert, denn alle wollen Schweizer Söldner: der Kaiser, der Papst, die Franzosen und andere. Der französische König Franz I. möchte 6000 Mann rekrutieren. Der potenzielle Gegner, der Habsburger Kaiser Karl V., droht mit einer Kornsperr, sollten die Franzosen bevorzugt werden. Erpressung steht im Raum, und das damals noch geeinte Appenzell steht mitten im Fadenkreuz der Geopolitik. Denn Aussenpolitik war bis 1848 Sache der Kantone. Und die wichtigste Währung waren die Söldner. Während die Ausserrhoder sich nach der Trennung von den Innerrhodern 1597 weitgehend der Reisläuferei enthielten, blühte diese in Innerrhoden im 17. und 18. Jahrhundert auf. Mehrere hundert Innerrhoder Männer dienten zeitweise in französischen Heeren – bei einer Bevölkerung von 7500 Menschen. Rund die Hälfte der eidgenössischen Söldner kämpfte für Frankreich. Die Verträge gehen bis ins 15. Jahrhundert zurück. Aber auch Spanien warb aktiv Söldner an, die vor allem in die zu ihm gehörenden Gebiete Norditaliens, Sardinien, Neapel und das südliche Italien verlegt wurden. Bis zu 250000 Schweizer Reisläufer dürften gefallen sein. Das erlaubt die Vermutung, dass alleine in Innerrhoden mehrere hundert Söldner nicht mehr zurückkehrten.

Ausländische und heimische Agenten warben überall um junge Männer und versprachen mehr als sie halten konnten. Dafür brauchte man beispielsweise in St. Gallen eine Genehmigung des Bürgermeisters und des Fürstabtes. Man wollte schliesslich keinen potenziellen Feind stärken. Der Fürststab hatte 1604 mit den Spaniern vereinbart, bis 1625 siebenmal eine Kompanie zur Stationierung in Mailand zu rekrutieren. Das Schloss Wartegg in Rorschach war Schaltstelle und Informationszentrum zur Anwerbung von Söldnern für die spanischen Könige. Die gleiche Funktion erfüllte der Salishof in Rorschach für französische Dienste. Bei den Mailänder Kriegen, besonders bei der für Schweizer verlustreichen Schlacht von Marignano, kämpften 900 Toggenburger für Frankreich. 150 fielen. Gerade wegen des hohen Blutzolls und weil immer wieder eigene Leute bei feindlichen Truppen auftauchten, verbot die reformierte

Stadt St. Gallen 1540 Söldnerdienste. Doch das Verbot galt natürlich nicht für die fürstbischöflichen Gebiete. Und genau wie beim Durchmarsch fremder Truppen in der Schweiz immer wieder Soldaten desertierten und im Land blieben, liessen sich auch Ostschweizer in der Fremde nieder. Viele desertierten und eine Rückkehr in die Heimat war schon wegen der drakonischen Strafen nicht ratsam. Seit 1494 wurden Eidgenossen zur persönlichen Leibgarde der französischen Könige. Knapp drei Jahrhunderte später, am 14. Juli 1789, endete diese Epoche mit dem Sturm auf die Bastille in Paris. Die Päpste übernahmen die französische Praxis 1506. Die Schweizer Gardisten stehen bis heute in ihren bunten, historischen Uniformen an den Portalen des Petersdomes stramm. Unter den Gardisten fanden sich zahlreiche Ostschweizer. In jüngerer Zeit stellten St. Galler Offiziere dreimal den Kommandanten.

Das 15. und vor allem das 16. Jahrhundert veränderten den Krieg. Es gab waffentechnische Fortschritte, aber auch die Festungen entwickelten sich zu schier unüberwindbaren Bollwerken. Offene Schlachten und der Kampf Mann gegen Mann – die grosse Stärke der Schweizer – wurden langsam weniger. Ab dem 17. Jahrhundert entwickelten sich stehende Heere, sodass die Soldaten auch in Friedenszeiten wegblieben und dies zu einem Bevölkerungsverlust führte. Dies beendete auch das «Freie Söldnertum», bei dem sich jemand dem Werber verkaufen konnte, der am meisten bot. In den Heeren machte sich Disziplin breit und das Reislafen verlor seine Romantik, die es für viele junge Männer früher hatte. Zu den bekannten Ostschweizer Söldnern gehört Ulrich Bräker, der seine Erlebnisse im Bericht «Das Leben und die Abenteuer des armen Mannes im Tockenburg» schildert. Ein preussischer Werbeoffizier hatte ihn in Schaffhausen angesprochen und nach Berlin gelockt. Dort wurde er zwangsrekrutiert. Er wusste, was Deserteuren bevorstand: der Spiessrutenlauf. Nach der Schlacht zu Lobositz am 1. Oktober 1756 gelang ihm die Flucht, unter «dem Zeter- und Mordio-Geheul so vieler tausend elender, zerquetschter, halbtoter Opfer».

Viele mächtige Familien, vor allem in den katholischen Gebieten, wie die von Salis in Graubünden, verdienten gut an der Anwerbung, der Ausrüstung und an sonstigen Beteiligungen. Die Söhne von reicheren Bürgern taten als Offiziere im Ausland Dienst. Doch sie fokussierten sich nicht nur auf den Kampf. Sie brachten neue Kultur- und Anbautechniken, Bücher, Musiknoten und vieles mehr in die Eidgenossenschaft und sorgten so für wichtige Impulse. Der Dreissigjährige Krieg, der Spanische Erbfolgekrieg, später der Österreichische Erbfolgekrieg und das Interesse Spaniens, Frankreichs und Österreichs an italienischen Gebieten sowie die Türkenkriege auf dem Balkan (1526–1739) generierten über Jahrhunderte eine stetige Nachfrage nach Kriegern. Selbst in den Befreiungskriegen in Mittel- und Südamerika (1810–1825), im Krimkrieg (1854),

im Amerikanischen Bürgerkrieg, in den Italienischen Einigungskriegen, in der Fremdenlegion und im Spanischen Bürgerkrieg kämpften Ostschweizer.

Im 18. und vor allem im 19. Jahrhundert bildeten sich vor allem in der Textilproduktion alternative Verdienstmöglichkeiten heraus. Erstmals ergab sich so die Möglichkeit, Ernteausfälle zu kompensieren. Immer mehr Menschen missbilligten das Engagement für fremde Potentaten zur Unterdrückung ihrer Völker. Berichte über schlechtes Verhalten der Schweizer Söldner ramponierten den Ruf zusätzlich. Mit der Gründung des modernen Bundesstaates war die Zeit der Militärkapitulationen vorbei. Sie wurden in der Verfassung verboten. Fremde Kriegsdienste von Schweizern wurden bewilligungspflichtig. Die Zahl von Schweizer Söldnern verringerte sich, hörte aber nie ganz auf. Rund 6000 Schweizer waren im amerikanischen Bürgerkrieg 1861 bis 1865 auf beiden Seiten anzutreffen. Auch im Spanischen Bürgerkrieg kämpften rund 700 Schweizer. Sie hatten nach ihrer Rückkehr Gefängnisstrafen zu gewärtigen. Einer, der in Belchite bei Saragossa 1937 fiel, war der 23-jährige St. Galler Maler Röbi Bruderer, Sohn eines Tramfahrers. Er hatte sich aktiv in der Sektion St. Gallen der Kommunistischen Partei der Schweiz (KPS) sowie im Holz- und Bauarbeiterverband betätigt. Der Partei galt er als grosse Hoffnung. Im Frühjahr 1937 hatte er in Mörschwil, wo er wohnte, einen Pass beantragt und war via Paris nach Spanien gereist. Im Hauptquartier der Internationalen Brigaden in Albacete wurde er in die 11. Internationale Brigade eingeteilt, in der die meisten Schweizer kämpften. Im Nachruf, der in der KP-Zeitung «Freiheit» auf ihn und seinen ebenfalls gefallenen Kollegen Hans Hofstetter erschien, hiess es: «Das Schicksal wollte es, dass beide den gleichen Tribut entrichteten für unsere Freiheit, für die Freiheit des spanischen Volkes. Beide ruhen in spanischer Erde. Wir sind stolz darauf, dass die St. Galler Arbeiterschaft ohne Parteiunterschied durch die tiefe Anteilnahme den beiden jungen Freiheitshelden den letzten Gruss entbot.» Wegen einer Panne erfuhren die Eltern vom Tod ihres Sohnes erst, als der Nachruf im Parteiorgan schon erschienen war. Es kämpften auch gegen 2000 Schweizer für das deutsche Naziregime, darunter der mit dem Ritterkreuz ausgezeichnete Schweizer Pilot Franz von Werra, dessen Leben verfilmt wurde. Der St. Galler Benno H. Schaeppli warb als Leiter des Stuttgarter «Panoramaheimes» um die Schweizer Freiwilligen. Ausserdem fungierte er als Kriegsberichterstatte der Waffen-SS an der Ostfront. Nach dem Krieg wurde ihm nach kurzer Haftzeit in der Schweiz der Schweizer Pass entzogen. Schaeppli wurde nach Deutschland abgeschoben. Schweizer Söldnerdienste waren auch in der 1831 gegründeten Französischen Fremdenlegion gefragt. Schätzungen zufolge dienten bis heute zwischen 50 000 und 80 000 Soldaten in diesem Corps. Gleich nach der Gründung kämpften viele bei der Eroberung Algeriens mit. Bis zum September 1831 waren fünf Bataillone unter dem Kommando des Thurgauers Christoph Anton Stoffel involviert. Der Oberst hatte

zuvor lange in französischen Schweizerregimentern gedient und gilt als erster Kommandant der Fremdenlegion.

Der Kampf für fremde Mächte war nicht die einzige Möglichkeit, dem Hunger und Elend der Heimat zu entgehen. Frauen verdingten sich als Mägde. Und Kinder bei der Schwabengängerei. Sie begann vor über 200 Jahren und betraf vor allem die katholischen Gebiete Graubündens, des Tirols, aber auch des St. Galler Rheintals. Kinder zwischen 6 und 14 Jahren wurden von Schlepfern nach Memmingen, Ravensburg oder Überlingen gebracht und dort für eine Saison regelrecht an Landwirte versteigert. Heute würde man dies Menschenhandel nennen. Die Arbeit in der Bodenseeregion, der damaligen Kornkammer Deutschlands, bedeutete Arbeitstage von bis zu 20 Stunden Dauer, unterbrochen nur von kurzen Essenspausen. Meist hatten die Kinder am Sonntag frei. Ferien kannten sie nicht. Während des ganzen Aufenthalts gab es höchstens einen zusätzlichen Freitag. Dann trafen die Schwabengänger andere Kinder aus der näheren Heimat. Schläge und sexueller Missbrauch gehörten tragischerweise häufig zum Alltag. Die «Bündner Zeitung» schrieb am 7. Februar 1838: «Die Bündner Schwabengänger sind gleichsam zum ersten und bleibenden Augenmerk der schwäbischen Wüstlinge geworden.» Schlimm erging es vergewaltigten, geschwängerten Mädchen. Sie wurden aus Württemberg ausgeschafft. Die Rückkehr geriet zum Spiessrutenlauf, wie das Schicksal zweier Mädchen zeigt. Ihre Ankunft in Chur erregte laut «Bündner Zeitung» «groses Aufsehen» und wurde «von höhnendem Gassenvolk» begleitet. Viele Eltern versuchten mit allen Mitteln, die Schwabengängerei ihrer Kinder zu verhindern. Doch Schicksalsschläge, Erbteilung, Unwetter und tatenlose Behörden trieben viele Familien derart in die Armut, dass beim Abschied der Kinder nur ein einziger Trost blieb: Sie gingen in katholisches Gebiet. Um «Nachfrage und Angebot» zueinanderzubringen, wurden im Frühjahr, beispielsweise in Ravensburg, «Castings» organisiert, die das «Time Magazin» als die Kinderklavenmärkte Europas bezeichnete. Der Zeitungsartikel fand weltweit Beachtung. Er schädigte das Image von Württemberg und Bayern. Das wollten die Behörden im frühen 20. Jahrhundert nicht länger hinnehmen. Sie handelten. Auch die Schweiz, wo Kinderarbeit 1877 verboten worden war, setzte das neue Gesetz endlich restriktiver durch. Nach dem Ersten Weltkrieg gingen praktisch keine Kinder mehr aus der Schweiz zur Arbeit nach Deutschland.

Es gab aber auch die Ausbeutung von Kindern im Inland. Während der Kleinen Eiszeit, die bis Mitte des 19. Jahrhunderts dauerte, war der Hunger häufiger Gast in den Stuben der einfachen Leute. Dies verstärkte sich nach der Französischen Revolution in der Zeit der Helvetik, als zusätzlich französische Besatzungstruppen ernährt werden mussten. Gleichzeitig entwickelte sich die Hilfsbereitschaft über private und kirchliche Initiativen hinaus. Gemeinnützige Gesellschaften entstanden. Sie initiierten Armenhäuser, Waisenhäuser,

Armenschulen und ähnliche Institutionen. Solche Armenschulen – als edle Werke gepriesen – könnte man heute auch als ausbeuterische Kinderarbeitsanstalten bezeichnen. Es ist kein Zufall, dass Kinder aus Appenzell in solchen Häusern in der ganzen Schweiz beliebt waren, weil sowohl Knaben als auch Mädchen Baumwolle spinnen oder sogar Musseline sticken konnten. Natürlich waren dies elternlose Kinder oder der Nachwuchs Verarmter, die mit mehr oder weniger Zwang zur Ausreise gezwungen wurden. Früher klang dies freilich anders. Etwa so: «Nachdem edle Menschen in den westlichen Kantonen Anstalten zur Aufnahme armer Kinder aus der Zentral- und Ostschweiz getroffen hatten, erliessen die Pfarren einen Aufruf an die Bewohner jener glücklichen Landesteile, um den uneigennütigen Wohltätern im Namen des leidenden Volkes zu danken ...» Einige Jahrzehnte später wurde die Realität sichtbar am Beispiel der Kinderarbeitsanstalt Hagendorn zwischen Baar und Aegeri, wo ausgebeutete Kinder der dortigen Baumwollspinnerei lebten. Trotz mehrerer Berichte und einem Kinderarbeitsverbot ab 1877 wurden dort bis zum Fabrikbrand 1888 auch Kinder ausgebeutet. Mit der Kinderarbeit im Bodenseeraum vor zwei Jahrhunderten begann auch die Auswanderung nach Amerika. Die Neue Welt lockte. Das Land der Träume war der Doppelkontinent Amerika. Er war das Arkadien des 19. Jahrhunderts. Es war ein kollektiver Traum, der alle Bevölkerungsschichten erfasste.

Der Alpenrhein war vor seiner Korrektion (1861–1890) ein unberechenbares Gewässer, das regelmässig für verheerende Überschwemmungen sorgte.



Schwabenkinder, auch Hüttekinder genannt, in Oberschwaben. Die Aufnahme ist um 1900 entstanden.

Besonders katastrophal war das Jahr 1817 gewesen. Mehrere Dörfer wurden geflutet, Ernten zerstört. Wegen der späten Industrialisierung im Rheintal gab es im 19. Jahrhundert noch kaum Alternativen zur Landwirtschaft. Das erhöhte den Druck auf die Bevölkerung, abzuwandern. In Liechtenstein betrachteten die absolutistisch regierenden Fürsten ihre Untertanen als Eigentum. Man sah den Verlust von Steuersubjekten als Schädigung. Bis 1843 galt ein generelles Auswanderungsverbot. Doch es gab Ausnahmen. Wenn jemand auswandern wollte, musste diese Person ein Gesuch stellen. Die Gesuche wurden vor allem «bey Individuen, die kein Vermögen im Lande besitzen, und bei Weibspersonen, die in die benachbarten Länder sich verehelichen» problemlos bewilligt. Unerwünschte Personen wurden genauso wie in den eidgenössischen Orten, etwa im Kanton Glarus, üblich, auch im Fürstentum Liechtenstein schnell abgeschoben. Für alle anderen war das Bewilligungsverfahren zur Auswanderung langwierig, während Arme noch ein Reisegeld erhielten, damit sie das Fürstentum verliessen. Nicht selten führte diese Reise ins ferne Amerika, namentlich die Vereinigten Staaten, die sich gerade anschickten, den Westen des Landes zu besiedeln.

1848 lockte der kalifornische Goldrausch Menschen aus ganz Europa auf die riesigen Ländereien des legendären Schweizer Auswanderers Johann August Sutter. Obwohl sich Sutter und seine Angestellten geschworen hatten, über ihre Entdeckung zu schweigen, drang die Kunde ihres Goldfundes schnell bis in die letzten Winkel der Welt. In wenigen Jahren wuchs die Einwohnerzahl Kaliforniens auf das 25-Fache. Darunter waren auch viele Liechtensteiner und Ostschweizer. In St. Gallen war schon 1803 das freie Zugrecht in der Verfassung verankert worden. Viele Schicksale sind nachgezeichnet worden. Es ist eher selten der Fall, dass die Auswanderung Glück gebracht hat. Häufiger mussten Migrantinnen und Migranten am Zielort in hartes Brot beissen, und nicht selten kehrten sie gebrochen zurück. Beispielhaft sind Christian Tischhausers Tagebucheinträge, der sich in Brasilien als Seelsorger in der südbrasilianischen Provinz Santa Catarina betätigt. Der Werdenberger schreibt: «Seit Monaten, ja ich kann sagen, seit Jahren, fast so lange als wir hier sind, kämpfen wir mit Entblössung, mit Not ... Ach Herr hilf uns ... Lass uns erfahren, dass Du Deine Kinder nicht zuschanden werden lässt.» Der in Wien residierende und um seine Steuerzahler fürchtende Fürst Alois II. liess 1855 die Schrift «Erfahrungen in Nordamerika» verbreiten, in der ein enttäuschter Auswanderer schilderte, wie er durch Betrug, Gaunereien und Diebstahl um sein Geld gebracht worden war.

1500 Liechtensteinerinnen und Liechtensteiner wanderten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis in die 1920er-Jahre vor allem nach Nordamerika aus. Im Thurgau bettelten um 1800 zehn Prozent der Bevölkerung auf der Strasse. Die Abwanderung war gross, allerdings nur im Ausnahmefall nach Übersee. Eine Statistik weist 14 Prozent der Thurgauer Bevölkerung



Frauen aus der Schweiz versammeln sich im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts in Baradero in der argentinischen Provinz Buenos Aires - einige in Schweizer Trachten.

als ausserhalb des Kantons Lebende aus. Aus dem Kanton Glarus wanderte bis 1850 etwa ein Zwölftel der Bevölkerung aus. Im Kanton St. Gallen gab es drei markante Wellen: in den 1840er-Jahren, mit 800 Auswanderern allein im Jahr 1844, in den 1860er-Jahren, als 1865 über 800 Menschen den Kanton verliessen, und am stärksten in den 1880er-Jahren, als 1881 knapp 1100 Auswanderer gezählt wurden. Es waren vor allem Ortsbürgergemeinden, die die Menschen, mal mit Geldspritzen, mal mit formellen Ausweisungsbeschlüssen, zur Auswanderung drängten.

Die Neue Welt bot aber auch neue Möglichkeiten. Etwa für jene Gruppe, die sich 1847 in St. Louis (Missouri) auf einen Mississippidampfer begab und nach einem Stück Land Ausschau hielt. Sie wurden fündig und nannten die Kolonie Communia. Mit dabei an diesem sozialistischen Experiment war auch Johann Jakob Marxer aus Schellenberg. Die Regeln waren einfach. Das Eigentum gehörte allen. Für Privatbesitz war die Zustimmung aller notwendig. Alle hatten die Pflicht zur Arbeit, aber auch das Recht auf Kleidung, Nahrung und Schulbildung. Für Witwen wurde gesorgt. Bald bot der Arbeiterbund der Gruppe in ihrem neu geschaffenen Arkadien Geld und sein Engagement an. Er verlangte aber auch die Bereitschaft, neue Siedler aufzunehmen. Das schnelle Wachstum schadete. Es kam zu Streitigkeiten. 1859 war das sozialistische Experiment gescheitert. Auch Brasilien, Argentinien und Chile lockten. Chile machte sogar Landschenkungen und bot einen Reisekostenvorschuss an. Doch zuerst reisten Missionare nach Südamerika. Die Lebensumstände waren oft schwierig,